

Heinrich Zschokke

Autor(en): **Teucher, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1974)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421151>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vielmehr dient das Sprichwort auf diesen Seiten nur der humorvollen Unterhaltung, wozu es geschickt variiert, meistens parodiert wird. Diese Ironisierung und parodistische Umbiegung alter Sprichwörter läßt sich auf die kritische Einstellung des modernen Menschen gegenüber traditionellem Weisheitsgut zurückführen. Noch nicht entschieden werden kann, ob einige der hier belegten Beispiele schnell wieder in Vergessenheit geraten werden oder ob sie nicht in zukünftigen Sprichwörtersammlungen auftauchen werden. Unbestritten bleibt vorerst der heutige Drang zur bewußten Sprichwörterparodie, die den Gehalt der Sprichwörter oft radikal verändert, gleichzeitig aber deren Formelhaftigkeit beibehält. Das aber ist volkssprachliche Dauer im Wechsel.

Heinrich Zschokke

Ein Meister des Wortes, doch nicht um dessen selbst willen

Von Eugen Teucher

Es gibt heute eine große und weit verzweigte Familie Zschokke, und sehr viele ihrer Glieder haben es zu höchstem Ansehen gebracht. Ich nenne nur den Bildhauer Alexander Zschokke, den Basler Regierungsrat Dr. Hans-Peter Zschokke, den Zoologen Prof. Dr. Friedrich Zschokke, das berühmte Bauunternehmen Zschokke. Diese Vertreter des Geschlechtes sowie viele andere haben alle den gleichen Ahnherrn, der im Jahre 1795 von Magdeburg her zuerst nach Graubünden, schließlich aber in den Aargau gekommen war. Das war der Schriftsteller, Politiker und Forstfachmann Heinrich Zschokke, der zwölf Söhne und eine Tochter zeugte. Er ließ alle seine Söhne studieren; aber sie mußten vor oder nach dem Studium ein Handwerk erlernen. Zschokke hat diese seine Erziehungsmethode in einer seiner ungefähr sechzig Novellen, die den Titel „Das Loch im Ärmel“ trägt, anschaulich dargestellt.

Der größte aller dieser bedeutenden Vertreter der Familie Zschokke ist ohne Zweifel der Ahnherr selbst: Heinrich Zschokke, geboren 1771 in Magdeburg und gestorben 1848 in Aarau, wo er sich im Jahre 1818 das Landhaus „Blumenhalde“ bauen ließ. Diese „Blumenhalde“ wurde im Verlauf der dreißig Jahre, die er darauf verbringen durfte, zu einem geistigen Zentrum der Schweiz, wo Zschokke den Besuch vieler Persönlichkeiten aus

ganz Europa erhielt; es war ein Klein-Weimar, ohne Zweifel! Aber gerade diese Anspielung auf Goethe zeigt uns das Wesen Zschokkes deutlicher. Er betrieb die Schriftstellerei, die sehr beträchtlich war, nicht um ihrer selbst willen, sondern in erster Linie um der Sache willen. Sie war ihm ein Mittel zur Volkserziehung. Daß ihm dabei, wie nebenbei, so beschwingte, federleichte Novellen wie „Das Abenteuer in der Neujahrsnacht“ oder „Der tote Gast“ gelangen, zeigt, daß er ein geborener Schriftsteller war, der sich aber aus dem Literaturbetrieb nichts machte. Wir dürfen nicht vergessen, daß sich die Lebenszeit Heinrich Zschokkes fast genau mit der Epoche deckt, die man die Romantik nennt. Zschokke aber kannte die deutsche Romantik kaum, ja er hatte auch von Goethe nur die naturwissenschaftlichen Schriften, nicht aber seine Dramen, Gedichte und Romane gelesen. Heinrich von Kleist, mit dem er im Jahre 1802 in Bern zusammenkam, nannte ihn einen „Hyperboräer“, weil er an der romantischen Literatur so wenig Anteil nahm. Gleichwohl beteiligte er sich an dem Wettbewerb, an dem Kleist, Zschokke und ein eher unbedeutender Sohn des Dichters Christoph Martin Wieland teilnahmen und der der Interpretation eines Kupferstiches „La cruche cassée“ galt. Kleist schrieb sein unsterbliches Lustspiel „Der zerbrochene Krug“, Zschokke eine recht ansprechende Novelle mit dem gleichen Titel, die aber nicht zu seinen besten Arbeiten gehört.

Hatte Zschokke so zu Goethe und den deutschen Romantikern nur sehr geringe Beziehungen, so war ihm ein Vertreter der englischen Romantik sehr nahe verbunden. Das war Sir Walter Scott, dessen Werke er auf alle seinen Reisen mitnahm. Diese Reisen galten meist politischen und wissenschaftlichen Zwecken. In der Politik war Zschokke zwar nicht in vorderster Linie, aber doch führend tätig, namentlich in jungen Jahren. Für die Helvetische Republik war er immer dort wirksam, wo die Not am größten war. So wurde er von den Ministern Rengger und Stapfer als helvetischer Kommissär nach Nidwalden geschickt, nach dem Zusammenbruch des Widerstandes gegen die Franzosen, wo er eng mit dem von ihm hoch verehrten Pestalozzi zusammenarbeitete, dann nach Basel und in das Tessin, wo ebenfalls Wirren entstanden waren. Die Basler Regierung zahlte ihm übrigens sein Gehalt als Helvetischem Kommissär erst etwa fünfzehn Jahre später aus, das er dann zum Bau der „Blumenhalde“ benützte.

Aber das verdienstvollste Werk, das Heinrich Zschokke in der Zeit der Helvetik, und noch lange Zeit darnach, schuf, war die Wochenschrift „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterland zugetragen und was außerdem die klugen Leute

und die Narren in der Welt tun“. Diese Zeitschrift begründete Zschokkes Ruhm als Volksschriftsteller, als der er heute noch lesenswert und vorbildlich ist. Eine zweite Zeitschrift, die Zschokke jahrzehntlang herausgab und fast allein schrieb, waren die seinerzeit berühmten „Stunden der Andacht“. Niemand wußte, wer ihr Schriftleiter und Verfasser war; Zschokke hütete sein Geheimnis selbst vor den engsten Freunden, bis einmal andere verdiente Männer der Urheberschaft bezichtigt wurden — man sprach u. a. von dem aufgeschlossenen Generalvikar und Koadjutor von Konstanz, Freiherrn von Wessenberg —; da bekannte sich Zschokke zu seinem Werk. Die Zeitschrift kam bei Remigius Sauerländer heraus und war sozusagen in allen Haushaltungen deutscher Sprache vorhanden.

Ob es sich um die beiden Zeitschriften Zschokkes handelte oder um seine zahlreichen Novellen oder um seine beiden schweizergeschichtlichen Romane, den „Freihof von Aarau“ und „Addrich im Moos“, der den Bauernkrieg von 1653 zum Schauplatz hat: immer ging es ihm weniger um die künstlerischen Probleme als um die sittlichen und erzieherischen. „Volksbildung ist Volksbefreiung“ war sein Wahlspruch, den er auch als Präsident der Helvetischen Gesellschaft vertrat. Man kann wohl sagen, Zschokke sei ein engagierter Schriftsteller, freilich nicht in dem abscheulichen Sinn unserer Tage.

Zu seinem Engagement gehörte auch die Politik, wovon wir schon einiges aus der Zeit der Helvetik gehört haben. Seit seiner Niederlassung im Aargau, zuerst auf dem Schloß Biberstein und später auf der „Blumenhalde“, war er Mitglied des aargauischen Großen Rates und aargauischer Forst- und Bergrat. Ihm ist die glückliche Wiederaufforstung der Schweiz zu verdanken, denn um das Jahr 1800 war die Schweiz sehr wenig bewaldet und in Gefahr zu verkarsten. Wer auf der Eisenbahnfahrt von Zürich nach Olten den prachtvollen Wald zwischen Aarau und Rapperswil betrachtet und bewundert, darf wissen, daß dieser Wald auf Betreiben Zschokkes angelegt worden ist.

So war Heinrich Zschokke ein auf vielen Gebieten tätiger Mann, und daß er auch ein großer Schriftsteller war, das beachtete er selber kaum. Wenn ich an sein vielseitiges Wirken denke, so muß ich immer an die köstliche Stelle der Posse „Goethe im Examen“ von Egon Friedell und Alfred Polgar denken, wo Goethe in der Prüfung durch die Philologen unter anderm gefragt wird: „Welches ist das Hauptwerk Goethes?“ — in der Meinung, daß er antworten würde: sein Faust! Goethe aber antwortete seelenruhig in Frankfurter Mundart: „He, sei Farwelehr!“ So würde auch Heinrich Zschokke geantwortet haben. Was übrigens seine zahlreichen Novellen betrifft, die er so nebenbei schrieb, so sagt er

selbst in seiner „Selbstschau“, sie hätten „für mich keinen Wert als das Vergnügen ihres Entstehens gehabt. Nachher lag es vergessen. Zuweilen las ich in winterlichen Abendstunden davon den Meinigen zur Unterhaltung vor“.

Gruß aus der badischen Nachbarschaft

D'Alimannesproch

Mi liebi Alimannesproch
isch himmelhoch und bodenoch.
S hät Wörter drin wie Mockche Lei,
so schwer und alt wie miesig Stei.
Es ruscht und bruscht drin wien im Wald,
und chicht und pfift drin, weilt und gwählt
wie Sturm und Gwülch im chlusig Tal.
Und blitzt dur da de Sunnestrahl,
so glitzt de Bach, und d Halde rücht,
und s Lebe use schlüft und chrücht.
Lueg, d Immdli schmützet d Blueme lis,
und s Zisli pipset fin im Ris.
Wo isch e Sproch mit sonig Gleich
wie üsi do, so lind und weich?

Und schwint de Tag im Obed zue,
und schwiget alls, und stampft kchei Chueh,
lisch uf de Chust am Düesele,
ghörsch s visperle und chrüsele,
und s müselet und chlüslet do,
as wetet Geistli umegoh.
Ghörsch d Geistli it dur d Wort her cho?

Wie d Lüt do schüch und eifach sind,
so isch au üsi Sproch e Chind:
Wa umgheit und tuet gluttere,
heißt eifach do e Guttere.
Wer ufstoßt, hät de Glugser,
wer pfluchse mue, die Pfluchser.
Im Chind si Mul heißt Schnüfili,
und hület s, zieht s e Schüfili.
Und vo de Chriesi git s, me kchennt s,
grad Chriesiwasser oder Brännts.

So isch die Sproch vo rauher Art
im Herz in aber fin und zart;
si isch voll Chraft und Chindersi:
en Alimann im Sunneschi!

Richard Gäng